

mare

Adwin de Kluyver

DER GETRÄUMTE NORDEN

Arktische Geschichten
von waghalsigen Forschern,
fragwürdigen Philosophen
und unverbesserlichen
Fantasten

Aus dem Niederländischen
von Bärbel Jänicke

mare

Eine Welt ist neugeboren nach diesem Schnee
Und ich bin wieder ein Kind nach dieser Nacht.

Martinus Nijhoff, »Con Sordino«,
in: *De wandelaar*, 1916

»Was, glaubst du, ist auf der anderen Seite?«
»Wer weiß? Noch mehr von dieser Landschaft,
würde ich vermuten.«
»Eine trostlose Gegend, ohne jede Spur von Leben.«
»Das hast du schön gesagt.«

Magnus Mills, *Die Entdeckung des Jahrhunderts*,
2008

INHALT

Unst, Großbritannien – ein Prolog	9
Thule – ein Äußerstes	29
Lindisfarne, Großbritannien – ein Angriff	41
Frisland – eine Karte	53
Stateneiland, Karasee – ein Eisbär	71
Vesuv, Italien – ein Loch	83
Uppsala, Schweden – eine Urzeit	93
Aavasaksa, Finnland – eine Expedition	113
Blackheath, Großbritannien – eine Schneeflocke	131
Notre Dame Bay, Kanada – ein Gemälde	147
Morristown, Vereinigte Staaten – ein Weihnachtsmann	163
Kap Trost, Nowaja Semlja – ein Monument	181
Däneninsel, Spitzbergen – ein Luftschiff	195
Kap York, Grönland – ein »Eskimo«	211
München, Deutschland – eine »Rasse«	231
Bergen, Norwegen – ein Polheld	247
Der Nordpol – eine Flagge	263
Nordkap, Norwegen – ein Epilog	285
Eine Bibliografie	301
Ein Dankeswort	313
Eine Zugabe	315



Nord-
atlantischer
Ozean



0 5 10 15 km

UNST, GROSSBRITANNIEN – EIN PROLOG

60°50'N, 0°53'W

Um ein Haar hätte ich im höchsten Norden mein Ende gefunden. Nur ein Meter trennte mich von einem gespaltenen Schädel, gebrochenen Gliedmaßen und hervorquellenden Eingeweiden. Ich lag rücklings auf dem Eis und schaute zwischen meinen Füßen hindurch auf das Panorama vor mir. Eine Beinlänge entfernt begann der Abgrund, unten zerstoben die Wellen auf den Klippen in chaotischen Fontänen. Dort in der Tiefe lag Muckle Flugga, eine schräg aus dem Meer aufragende Felseninsel, bekrönt von einem weißen Leuchtturm. Dahinter reckte noch Out Stack sein dunkles Haupt aus den Wellen empor, das nördlichste Stückchen britischen Felsens. Danach begann das leere, wässrige graue Nichts. Der Atlantische Ozean, dann das Nördliche Eismeer, danach der Nordpol. Und irgendwo jenseits der dünnen Trennlinie zwischen Hellgrau und Dunkelgrau musste auch Ultima Thule liegen, das mythische Land im hohen Norden, nach dem Entdeckungsreisende und Wissenschaftler suchten und von dem Schriftsteller und Philosophen träumten. Der griechische Seefahrer Pytheas, der Namensgeber von Thule, war im 4. Jahrhundert v. Chr. bei seiner Suche nach dem äußersten Norden hier noch vorbeigefahren.

Eben diese Sehnsucht nach dem Norden war es auch, die mich in diese brenzlige Lage gebracht hatte. Hier auf Unst, der nördlichsten Insel des Shetland-Archipels, irgendwo auf halbem Weg zwischen Schottland und Island, ist Nord die vorherrschende Him-

melsrichtung. Auf diesem aus Gras, Torf und Stein bestehenden Fleckchen Erde am äußersten Rand des Vereinigten Königreichs verband sich fast alles mit dem Norden. Das Dorf, eine Bushaltestelle, das Postamt, die Brauerei, die Schokoladenfabrik, ein Supermarkt, ein Tearoom, eine Kirche, ein Haus und das Museum, alles wurde mit dem Titel »nördlichste/nördlichster/nördlichstes« beworben.

Und so lag ich also in durchnässter Kleidung auf dem eisigen Boden von Hermaness, dem nördlichsten Kap Großbritanniens, und versuchte zu überleben. Eine Beinlänge weiter nördlich fiel die Klippenwand steil ab, hundert Meter tiefer brachen sich die Wellen an den Felsen. Es war die Verheißung des äußersten Randes, die mich hierhergelockt hatte. Der Legende nach waren die beiden Inseln Muckle Flugga und Out Stack aus den Felsblöcken entstanden, die die Riesen Herma und Saxa aufeinander geworfen hatten. Beide hatten um die Hand derselben Meerjungfrau angehalten. Als dieser das Gezänke zu viel wurde, verschwand sie Richtung Nordpol. Die beiden Riesen folgten ihr und ertranken im Meer.

Ein anderes Opfer des Lockrufs des Nordens meldete sich hier im Jahr 1854. Lady Jane Franklin hatte seit neun Jahren nichts mehr von ihrem Mann gehört. Sir John Franklin, ein in die Jahre gekommener Admiral, war 1845 mit den Schiffen *Terror* und *Erebus* und 133 Mann Besatzung von Greenhithe aus in See gestochen, um sich oberhalb von Kanada auf die Suche nach der Nordwestpassage zu machen und damit eine schnelle Handelsroute nach China zu erschließen. Danach blieb es sehr lange Zeit still. Bis der Bericht des schottischen Chirurgen und Entdeckungsreisenden John Rae durchsickerte. Rae hatte von einer Gruppe kanadischer Inuit gehört, dass die Mitglieder der Franklin-Expedition mit ihren Schiffen im Packeis festgefroren seien. Die letzten Überlebenden hätten sich dem Kannibalismus hingegeben. Die trauernde Lady Jane weigerte sich, dies zu glauben, und ließ sich auf Out Stack abset-

zen, um ihrem vermissten Mann möglichst nahe zu sein. Untröstlich starrte sie nach Norden, in der Hoffnung, dass am Horizont Segel auftauchen würden.

Auch ich wollte einmal nach Norden starren. Zwischen Out Stack und dem Nordpol lag keine Landmasse mehr im Weg.

Zu Anfang war die Wanderung über Kap Hermaness noch ein vergnüglicher Spaziergang. Der Boden war zwar sumpfig, es schneite, aber die Temperatur lag über null, die Schneekristalle schmolzen langsam, nachdem sie den Boden berührt hatten. Der Weg über den 200 Meter hohen Gipfel war weiterhin erkennbar. Bis die Route zur Felskante hin abfiel. Am Nordhang drangen die spärlichen winterlichen Sonnenstrahlen nicht durch. Der nasse Schnee verwandelte sich in eine brüchige Eiskruste, durch die ich sofort hindurchsackte. Je näher ich dem Rand kam, desto fester wurde die Kruste. Plötzlich hielt das Eis auf diesem kalten Nordhang meinem Gewicht stand, und ich fand mich auf einer abfallenden spiegelglatten Fläche wieder. Beim nächsten Schritt, den ich machte, ging ich zu Boden. Langsam glitt ich dem Abgrund entgegen. Auf der Suche nach Halt krallte ich wild um mich. Ich versuchte, mit den Beinen das Eis zu durchstoßen. Das Adrenalin schoss in die Höhe, mein Herz pochte, mein Mund fluchte, während ich in Zeitlupe Meter um Meter in die Tiefe glitt. Erst als ich mich auf den Rücken drehte, verlangsamte sich meine Rutschpartie etwas. Der rauе Stoff und die Schnallen meines Rucksacks verstärkten die Reibung auf dem Eis. Ein Grasbüschel, das durch die Eisschicht ragte, gab mir etwas Halt. Mit meinem Fuß auf den spärlichen Halmen und meinem möglichst weit ausgestreckten Körper war der Widerstand groß genug, um den Kampf gegen die Schwerkraft zu gewinnen. Still und starr blieb ich liegen. Währenddessen betrachtete ich keuchend die Aussicht, derentwegen ich gekommen war. Wie immer diese Reise auch enden würde, ganz umsonst war sie nicht gewesen.

Nachdem sich mein Herzschlag beruhigt hatte, bewegte ich mich Zentimeter um Zentimeter seitwärts, zu dem Teil des Hangs, zu dem die Sonne manchmal noch durchdrang und an dem die Eisschicht dünner und brüchiger war. Meine Füße fanden auf dem Abhang wieder Halt. Mit einiger Mühe trat ich durch die verkrustete Schicht. Ein paar Meter weiter ging sie schon in nassen Eisblubber über. Mit zittrigen Beinen kam ich zum Stehen, überglocklich, dass niemand diesen alles andere als heldenhaften Entdeckungsreisenden sich wie ein Aal an Land hatte winden sehen. Selbst in Todesnöten denkt ein Mensch offenbar noch an sein öffentliches Image.

Klatschnass stapfte ich über Kap Hermaness. Meine Schuhe versanken im sumpfigen Hochmoor. Verschwitzt und durchnässt kam ich auf dem Parkplatz des verlassenen Besucherzentrums an. Die nördlichste Toilette auf den Britischen Inseln erwies sich als verschlossen. Bei meinem Auto zog ich Hose, Pullover und Jacke aus, die von Schweiß und Schmelzwasser durchtränkt waren. Um mich warm zu halten, zog ich eine Regenmontur an. Wie ein Hochseesegler in einem gemieteten Suzuki Alto fuhr ich nach Süden. Den Titel nördlichster Toter ersparte ich mir.

* * *

Wer nach Süden reist, erwartet ein angenehmes Klima, Spaß, Kultur, Städte, Plätze mit Brunnen, Decken mit Fresken und gutes Essen auf dem Tisch. Der Süden hat etwas Weibliches. Ganz anders als der Norden; das ist ein Gebiet der Abgeschiedenheit, niedrige Temperaturen und natürlicher Hindernisse, hoher Berge, tiefer Täler, endloser Ebenen und rauer Meere. Städte gibt es dort kaum, nur Kargheit und Mangel. Der Norden ist herausfordernd und gefährlich, doch auf eine seltsame Weise auch anziehend. Die Oberseite der Weltkugel könnte man als männlich bezeichnen.

Aber das sind natürlich nur Stereotype. Der hohe Norden ist letztlich nicht mehr als eine Idee, ein Sammelsurium aus Mythos, Traum, Sehnsucht und Klischee. Ein Gebiet, das mit einem schneeweißen Tuch bedeckt ist, auf das jeder seine eigenen Fantasien, Ängste und Ideale projizieren kann. Und wie bei solchen Phänomenen üblich, muss das erschaffene Bild überhaupt nicht mit der Realität übereinstimmen.

Der Norden war in den letzten Jahrhunderten vor allem ein Laboratorium, das sich offenbar hervorragend dazu eignete, nationale Stereotype aufzuzeigen, unter Beweis zu stellen und zu überhöhen. Entdeckungsreisende zogen auf der Suche nach unentdeckten Landmassen, neuen Schifffahrtsrouten oder großen Mineralienvorkommen per Schiff, auf Skiern, mit Ballons, Zeppelinen und Flugzeugen ins Polargebiet. Sie alle mussten und wollten als Erste den Nordpol erreichen, für das Vaterland und für sich selbst.

Mussolini wollte mit Luftschiffexpeditionen gen Norden die technische Überlegenheit Italiens beweisen. Charles Dickens schrieb die Franklin-Tragödie zu einem Sieg der britischen Beharrlichkeit um. Stalin schickte Flieger in die Polregion, um die Aufmerksamkeit von den zahlreichen Schauprozessen abzulenken. Die wetteifernden Amerikaner wollten unbedingt als Erste den Fuß auf den Nordpol setzen. Ungeachtet der Wahrheit oder der Fakten beanspruchten sowohl Frederick Cook als auch Robert Peary für sich das Verdienst, 1908 respektive 1909 als Erste den 90. Grad nördlicher Breite erreicht zu haben.

Der Norden ist offenkundig eine Ansammlung von Geschichten, ein mehrdeutiger Begriff, der für verschiedene Zwecke vielfältig einsetzbar ist und Raum für endlose Fantasien bietet.

Über den Norden zu fantasieren, habe ich schon als Kind geliebt. Und nichts regte meine Fantasie mehr an als ein Atlas. Mit neun Jahren sparte ich mir das Geld für mein erstes eigenes Exemplar

zusammen, indem ich aus der Verpackung von King-Pfefferminzrollen (»Köstliche Erfrischung und Belebung für jeden Tag«) das Porträt eines Mannes mit Brille – wahrscheinlich sollte die Zeichnung einen Apotheker darstellen – ausschnitt. Wer seine gesammelten Porträts einschickte, bekam gegen einen Aufpreis den King Atlas Nederland voor School en Toerisme (King-Atlas der Niederlande für Schule und Tourismus) zugesandt. Die topografischen Karten mit Ortsnamen und Eisenbahnlinien interessierten mich nicht besonders. Meine Aufmerksamkeit galt den Höhenkarten, auf denen die Pastelltöne in skurrilen Formen von Grün über Gelb und Orange bis hin zu Braun ineinander übergingen. Als Junge aus Brabant griffen meine Finger nach der Karte des fern gelegenen Frieslands, wo im Südwesten an der Küste die früheren Zuiderzee-Klippen liegen mussten; das Grün wurde dort gelb. In meiner Fantasie ragten dort steile Wände aus dem IJsselmeer auf. Die erträumte Steilküste sollte dreißig Jahre später in der Praxis jedoch etwas anders aussehen. Inzwischen wohnte ich im niederländischen Norden und bezwang joggend regelmäßig das Reade-Kliff, einen während der Eiszeit an den Ufern des Sees zusammengedrängten Geschiebelhm-Rücken, eine bescheidene Erhebung von etwa zwölf Metern in dem ansonsten so flachen Land.

Die Liebe zu Atlanten war mit dem hauchdünnen King-Büchlein allerdings erst geweckt worden. Auf einem *fancy fair* – so nannte man früher bei uns einen Flohmarkt – kaufte ich für einen Viertelgulden den Atlas voor de Volkschool (Atlas für die Volksschule). Es handelte sich um die dreißigste Ausgabe aus dem Jahr 1922, und den Gestaltern zufolge war es eine Heidenarbeit gewesen, so kurz nach dem Ersten Weltkrieg all die geänderten Grenzen und neuen Flugbasen einzutragen. In diesem Atlas blätterte ich immer wieder zu einer Abbildung von Helgoland, einer Felseninsel in der Deutschen Bucht mit sechzig Meter hohen Felswänden. Das waren echte Klippen, so war der Norden.

Ich bekam ein neues Nachschlagewerk mit Karten, den unübertroffenen *Grote Bosatlas* (Großer Bosatlas), die 48. Auflage, ein Muss für jeden Schüler der Sekundarstufe. Ein Atlas mit zwei Deutschlands, einer Tschechoslowakei und ohne baltische Staaten. Auch in ihm lockten die friesischen Klippen, die jetzt namentlich genannt wurden – das Oudemirdumer Kliff, das Mirnser Kliff und das schönste, das Rote Kliff –, aber mit einem so weltumspannenden Buch konnte ich nun noch weiter blicken. Ich spielte ein Spiel. Ich legte eine Augenbinde an und tippte mit dem Finger blind auf eine Karte; dorthin würden wir in den Ferien fahren, oder wenn es zu exotisch war, würde ich später dorthin reisen. Ich war mir der Grenzen einigermaßen bewusst. Als Kind aus einer Arbeiterfamilie war die Weltkarte etwas zu hoch gegriffen, aber ein europäisches Reiseziel sollte doch erreichbar – sprich: erschwinglich – sein. Meine Schwestern schauten feierlich zu wie Zeuginnen bei einer offiziellen Zeremonie. Ich bedeckte meine Augen, mein Finger senkte sich mit einer bewussten Abweichung nach Norden und landete im Blau des Atlantiks, irgendwo zwischen Schottland und Norwegen. Ich wollte einen weiteren Versuch wagen, doch unter meiner Fingerspitze verbarg sich ein Reiseziel: die Shetlandinseln. Das gewählte Ziel wurde zu Hause mehrheitlich abgelehnt. Für ein Auto mit Wohnwagen unerreichbar.

Jahre später kam endlich eine neue Sammlung von Schatzkarten in greifbare Nähe: *The Times Atlas of the World*. Ein Gedichtband in 179 detaillierten Karten, der mit der Arktis und der Antarktis endete, zwei weiß-blauen Landkarten, auf denen die Welt aus einer Fischaugenperspektive betrachtet wurde, wie es schien. Nach dem Bosatlas mit seinen überflüssigen thematischen Karten über Bergbau, Industrie, Bevölkerungsverteilung und historische Entwicklungen war der *Times Atlas* angenehm zeitlos und unpolitisch. Die Karten gaben Formen und Konturen wieder, die Anhöhen in der Landschaft und die Namen von Siedlungen, Bergen, Meeren und

Flüssen. Mehr visueller Poesie bedurfte es nicht, um die Fantasie zu beflügeln. Reisen ist zum Teil Träumen und ist auch sehr gut zu Hause am Schreibtisch oder im Lehnstuhl möglich.

Im Times Atlas fand ich auch die Shetlands wieder. Die Inseln lagen zu weit vom schottischen Festland entfernt, um mit ihm auf eine Karte zu passen. Stattdessen bekamen sie eine eigene Zusatzkarte, was das Ziel noch etwas unerreichbarer machte. Die Karte war auch detaillierter als in den anderen Atlanten. Die einzelnen Inseln hatten nun plötzlich Namen wie Foula, Papa Stour, Yell und Unst. Das schienen Worte aus einer unverständlichen nordischen Sprache zu sein, gesprochen von mürrischen Männern, die die Hälfte der Konversation verschluckten. »What Unst? No Yell, you Foula!«

In diesem Buch gehe ich wieder auf Reisen; ich schlage den Atlas auf und fahre mit dem Finger auf der Karte nach Norden. An meinen Reisezielen treffe ich Personen – Entdeckungsreisende, Wissenschaftler, Künstler, Schriftsteller, Philosophen, Scharlatane und Fantasten –, die alle im Laufe der Jahrhunderte etwas zur Vorstellung vom Norden beigetragen haben, getrieben von einem immer wiederkehrenden Verlangen, das manchmal romantisch, manchmal wirtschaftlich und dann wieder politischer Natur war.

Was folgt, ist eine Entdeckungsreise entlang fantastischer Welten und schon längst vergessener Weltbilder. Unsere Vorfahren glaubten einst, dass es am Nordpol einen magnetischen Berg gebe; dass sich im äußersten Norden ein offenes subtropisches Polarmeer befindet, das vom Rest der Welt durch einen fast unzugänglichen Eisring abgeschottet sei; dass es in Kanada Gebiete gebe, in denen man das Gold buchstäblich nur aufsammeln müsse; dass oberhalb von Russland paradiesische Inseln lägen, die von überglücklichen Einheimischen bewohnt würden, die unbegrenzt Obst von immer Früchte tragenden Bäumen aßen; dass sich am

Nordpol ein Eingangstor zu einer hohlen Erde befindet; oder dass die Welt zwar rund, aber oben und unten abgeflacht sei. Heute lachen wir vielleicht darüber, aber früher waren das plausible Weltanschauungen. Das kennzeichnet unsere sich ständig wandelnde Vorstellung vom Norden. Bis weit ins Mittelalter hinein betrachteten wir das Gebiet als Peripherie, als primitives Land mit einer niedrigen, mäßig interessanten Kultur. Nach der Reformation und der Romantik wurde es schließlich Teil der Hochkultur. Dort oben im Norden lag eine Quelle der Zivilisation und Inspiration. Eine erhabene Landschaft, die den Anschein von Reinheit erweckte.

* * *

Aber wo liegt er denn nun, dieser einigermaßen abstrakte Norden, wo geht er in den hohen Norden über, und wo beginnt das Polargebiet? Darauf sind im Laufe der Jahrhunderte viele Definitionen angewendet worden. Wenn ich es mir einfach machen wollte, würde ich postulieren, dass der Norden oberhalb des Polarkreises, des 66,5. Breitengrads, beginnt. Auf dieser Linie geht die Sonne ein Mal im Jahr nicht unter und ein Mal im Jahr nicht auf. Die Klimatypen und Vegetationszonen halten sich jedoch ganz und gar nicht an solche geraden Linien. Die Zehn-Grad-Juli-Isotherme, die Grenze, oberhalb derer die durchschnittliche Sommertemperatur unter zehn Grad bleibt, nimmt einen kapriziösen Verlauf. Das winzige Städtchen Oimjakon – in der russischen Republik Jakutien weit unterhalb des Polarkreises – gilt als der kälteste bewohnte Ort der Erde. Die durchschnittliche Wintertemperatur beträgt dort minus fünfzig Grad, es wurden aber auch schon minus 81,2 Grad gemessen. Das sind Temperaturen, bei denen Nadelbäume mit einem Knall aufplatzen. Die Permafrostzone, das Gebiet, in dem der Boden das ganze Jahr über gefroren ist, erstreckt sich in Sibirien bis zum gleichen Breitengrad wie Italien.

Die Baumgrenze ist noch so eine Trennlinie. In subarktischen Gebieten gibt es boreale Wälder, die die Russen die Taiga nennen, die ewig singenden Wälder aus Kiefern, Tannen, Lärchen, Weiden und Birken. In der Polarzone gibt es keine Bäume, und in der Tundra wächst nur niedrige Vegetation. Aber auf Island, das unverkennbar zum Norden gehört und in der subarktischen Zone liegt, sind dank der ersten Wikinger, die nach ihrer Ankunft auf der Insel etwas allzu enthusiastisch die Axt schwangen, fast alle Bäume verschwunden.

Und um die Sache noch komplexer zu machen, gibt es auch noch unterschiedliche Nordpole. Der geografische Nordpol liegt auf dem 90. Grad nördlicher Breite, dem Punkt, an dem die imaginäre Achse, um die sich die Welt dreht, auf die Oberfläche trifft. Der magnetische Nordpol ist der Punkt, auf den die Kompassnadeln zeigen. Hier verschwinden die Strahlen des Erdmagnetfeldes vertikal im Boden. Der magnetische Nordpol ist nicht mit dem geografischen Nordpol identisch; Ersterer verschiebt sich mit einer Geschwindigkeit von etwa vierzig Kilometern pro Jahr. In der Zukunft wird auch eine Umkehrung des geomagnetischen Feldes erwartet, wie sie einmal alle halbe Million Jahre auftritt, sodass die Kompassse von da an nach Süden zeigen werden. Der dritte Pol ist der Nordpol der Unzugänglichkeit, der Punkt im Nördlichen Eismeer, der am weitesten von Landmassen entfernt liegt. Und als Zugabe gibt es noch drei Dörfer mit dem Namen North Pole: eines in Alaska, eines im Bundesstaat New York und eines in Westaustralien. Dieser letzte Flecken ist allerdings für seine Rekordtemperaturen von bis zu 49 Grad in den Sommermonaten bekannt. Seinen Namen müssen wir daher wohl vor allem als einen ironischen Wunsch nach Kühle verstehen.

Lage, Niederschlag, Temperatur, Zugänglichkeit, Bevölkerungsdichte, Flora und Fauna: Das alles sind Faktoren, die eine entscheidende Rolle dabei spielen, ob ein Gebiet zum »Norden« gehört oder

nicht. In den Siebzigerjahren entwickelte der kanadische Geograf Louis-Edmond Hamelin den Begriff »Nordizität« und damit eine Skala, die anhand dieser Maßeinheiten den Grad der Nördlichkeit eines Gebiets angibt. Für kanadische Entscheidungsträger ist dies immer noch eine nützliche Formel, doch für eine kulturgegeschichtliche Rundreise auf dem Weg der Figuren, die das Bild des Nordens geprägt haben, ist Nordizität weniger geeignet.

Natürlich könnte ich es auch einfach angehen und meiner Intuition folgen: Von wo an habe ich selbst ein nördliches Gefühl? Ich schlage den *Times Atlas* auf und folge, den Blick auf die Karte gerichtet, mit meinem Finger dem 60. Breitengrad. Die imaginäre Linie ist genau halb so lang wie der Äquator und markiert das Grenzgebiet dessen, was ich – und ich glaube, viele andere ebenfalls – heute als »den Norden« bezeichne. Es ist keine exakte geografische Definition, sondern eher eine mentale Abgrenzung. Alles um und über dem 60. Grad nördlicher Breite fühlt sich für mich als Westeuropäer unverkennbar nördlich an. Die Linie verläuft durch den Süden Norwegens, Schwedens und Finnlands, durch einen beträchtlichen Teil Russlands, an der Unterseite von Alaska entlang, durch die Mitte Kanadas und berührt noch die südlichste Spitze Grönlands. Lassen Sie mich vorläufig davon ausgehen, dass das der Norden ist, bis zum Beweis des Gegenteils.

Auf dem 60. Breitengrad liegen auch die Shetlands, die kleine britische Inselgruppe, auf der man gerne Teil der größeren Geschichte des Nordens ist. So tragen ein Jugendclub, ein Radiosender, ein Online-Touristenmagazin, ein Bootsverleih und ein lokales Bier aus der Hauptstadt Lerwick allesamt den Namen 60° North, wobei die stolzen Shetländer immer darauf verweisen, dass auch Sankt Petersburg auf demselben Breitengrad liegt. Das klingt doch we-

sentlich aufregender als die langweilige schwedische Industriestadt Fagersta auf der gleichen imaginären Linie.

»There's nothing up there«, bekam ich beim Aufbruch in Südschottland schon zu hören. Und tatsächlich, die Landschaft war kalt, nass, leer und kahl. Ein verirrter Steinhaufen, der den Wellen der Nordsee und des Atlantiks über Millionen von Jahren hinweg getrotzt hat. Dennoch ließen sich die Shetländer hier nicht aus dem Feld schlagen. The Old Rocks nennen die Einwohner ihre karge Heimat voller Stolz.

An diesen alten Felsen kamen im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Menge Besucher vorbei. Die Hauptstadt Lerwick wäre beispielsweise ohne die Ankunft der Niederländer niemals erbaut worden. Vor dem 17. Jahrhundert bestand die Stadt aus einer Ansammlung von Plaggenhütten, bis die niederländische Herringeflotte die Bucht von Bressay als Ausgangsbasis wählte. Jeden Samstag kamen sie nach einer Woche auf See zurück an Land, um Handel zu treiben. Den Sonntag verbrachten sie dann in aller Ruhe auf ihrem eigenen Missionsschiff, das in Lerwick vor Anker lag.

Nicht immer herrschte allerdings Ruhe und Frieden zwischen den Niederländern und den Shetländern. Während des ersten Englisch-Niederländischen Seekriegs wurde der Hafen im Jahr 1654 für ausländische Schiffe gesperrt. 1673 nahmen die Niederländer Rache. Sie durchbrachen den Schiffskordon um die Inseln und setzten einen großen Teil von Lerwick in Brand. Die Feindseligkeiten waren bald vergessen, als der Handel wieder aufblühte, aber die Shetländer betrachteten die Niederländer nach wie vor als ein gieriges Volk. »Amsterdam wurde auf unserem Rücken erbaut«, erklärte mir ein Fremdenführer im örtlichen Museum.

In Lerwick fand ich kaum Spuren dieser niederländischen Vergangenheit. Nur der Hügel, auf dem sich die Fischer aus den Niederlanden mit den örtlichen Händlern trafen, hieß noch Hollanders Knowe. Ansonsten war Lerwick eine durch und durch briti-

sche Stadt, in der Grau die Lieblingsfarbe zu sein schien. Eine blaue Tür in einem der vielen Granithäuser wirkte frivol, das rote hölzerne Hafengebäude am Kai schmerzte beinahe in den Augen.

Dass es hier ganz schön rau zugehen konnte, bewies das Haus des Hafenmeisters. Seine Fenster waren mit Scheibenwischern ausgestattet, damit er jederzeit ungehinderte Sicht auf das Meer hatte. Vor dem Shetland-Museum lag ein weiterer stummer Zeuge der Stürme, die an den Inseln vorbeizogen. Die gigantische Schiffs schraube stammte von der *Oceanic*, dem Schwesterschiff der *Titanic*, die hier 1914 ihrer Verwandten nachfolgte. Im Inneren des Museums waren einige Gegenstände von den VOC-Schiffen Kennemer land und *De Liefde* ausgestellt, die 1664 und 1711 gesunken waren.

Die Elemente waren hier ohnehin ein wichtiges Gesprächs thema. Jede Begegnung auf den Shetlands begann mit einem Gespräch über das Wetter. Das Wetter auf den Inseln war aber auch der Traum eines jeden Meteorologen. Fast alle Vorhersagen trafen hier ein. Wer sagte, auf Regen folge Sonnenschein, hatte etwa vier mal am Tag recht. Manchmal waren selbst den Shetländern all die Schauer und der Wind zu viel. Mitten im Winter, wenn der Regen zu oft in Schneeregen überging und die Sonne sich am Tag nur sechs Stunden über dem Horizont zeigte, war es Zeit für ein Fest, um etwas Licht in die tägliche Dunkelheit zu bringen.

Das war auch der Grund, warum ich hier auf den Old Rocks gelandet war. Nirgendwo manifestierte sich die Sehnsucht nach dem Norden so heftig wie während des Up Helly Aa, des Feuerfests, mit dem die Shetländer immer am letzten Dienstag im Januar versuchten, den langen Winter zu vertreiben. In Lerwick hatten sie die Straßenbeleuchtung dafür ausgeschaltet. Durch die Dunkelheit schlurften Tausende Schatten zum Startpunkt des Up Helly Aa. Eine Leuchtkugel flog in die Nacht, und das Fest konnte beginnen. Überall wurden Fackeln angezündet. Die Luft füllte sich mit Rauch und dem Geruch von Teer und brennendem Holz. Ich öffnete mei-

ne Jacke, meine Handschuhe konnte ich ausziehen, den Schal ablegen. Die Flammen der Fackeln ließen die Temperatur in Lerwick in sommerliche Höhen steigen.

Gut neunhundert Männer, allesamt in die seltsamsten Kostüme gekleidet, marschierten mit einer Fackel in der Hand hinter einem hölzernen Wikingerschiff her. Die Prozession wurde von einem Wikingerhäuptling, dem sogenannten Guizer Jarl, angeführt, der gemeinsam mit seiner bärtigen Mannschaft ein Jahr lang an dem Schiff gebaut hatte. Sie schwangen ihre Streitäxte, und aus ihren Kehlen drang raues Wikingergeschrei. Die Verkleidungen der anderen Teilnehmer verwiesen in der Regel auf aktuelle Themen, doch auf politische Korrektheit waren die Inselbewohner dabei nicht gerade bedacht. Frauen, Schwule und »exotische Ausländer« waren beliebte Verkleidungsthemen. Eine Gruppe arabischer Damen im Nikab, dreiundzwanzig Freddie Mercurys und eine Gruppe Mexikaner zogen an den Zuschauern vorbei. Eine Gruppe bäriger Männer mit Übergewicht hatte sich in rosa Kleider gezwängt und stellte das Thema Dirty Dancing dar. Der Inbegriff des derzeitigen guten Geschmacks waren wohl die lustigen IS-Kämpfer, die das Publikum mit Krummsäbeln bedrohten. Zum Glück waren die Pokémons, Papageitaucher, Emojis, Schafe, Katzen, Piraten und Darth Vaders wesentlich unschuldiger. Die Männer mit den Masken von Laurel und Hardy waren geradezu nostalgisch.

In einem langen, feurigen Band zog die Prozession singend durch die Stadt, um sich schließlich wie eine Schlange um das Schiff zu rollen, woraufhin noch eine Ehrenrunde folgte. Dann war es Zeit für das Freudenfeuer. Neunhundert Fackeln flogen durch die Luft, die Menge jubelte, als das Schiff Feuer fing, eine Feuersäule aus Funken entchwand in der dunklen Nacht. Der Guizer Jarl stellte sich vor den brennenden Drachenkopf seines Schiffes und hob die Hände mit einem Triumphschrei gen Himmel.

»Das ist der Albtraum eines jeden Feuerwehrmanns.« Als Mit-

glied der Freiwilligen Feuerwehr musste Alex Stove es wissen. Er hatte wegen der enormen Hitze seine Maske kurz abgesetzt und betrachtete anerkennend die Flammen, die hoch über die Häuser von Lerwick loderten. »Es ist das größte Feuer der nördlichen Hemisphäre. Man kann unsere Inseln vom Mond aus sehen«, sagte er mit glänzenden Augen. Der stramme Wikinger, der ein paar Meter entfernt stand, hatte auch schon mit den Tränen zu kämpfen. Weinend erstattete er per Mobiltelefon einem ausgewanderten Familienmitglied Bericht.

Wer all die brüllenden Wikinger sah, wie sie ihre Äxte schwangen, konnte fast meinen, es handele sich hier um ein altes Fest. Schließlich beherrschten die Normannen diese Inseln vom 7. Jahrhundert bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Der Name Shetland stammt von *hjaltland*, norwegisch für »hohes Land«, ab, und Lerwick ist wiederum eine Verballhornung von *leir vik*, was »schlammige Bucht« bedeutet. Obwohl die Inselbewohner nicht direkt Nachkommen des nördlichen Seefahrervolkes waren, haben sie die Wikinger nie vergessen. Treu berichtet die Regionalzeitung auf den Inseln noch jede Woche über aktuelle Ereignisse in Norwegen.

Die Ursprünge von Up Helly Aa liegen jedoch im Ausgang des 19. Jahrhunderts. Um den Jahreswechsel herum war es traditionell erweise an der Zeit, nach einem kräftigen Schluck alte Rechnungen zu begleichen. Die Häuser der Obrigkeit wurden mit Teer beschmiert, die Schaufenster der Ladenbesitzer gingen mithilfe selbst gebauter Bomben in Scherben, und die Kundschaft wurde zu Tode erschreckt, indem ein Pferdeschlitten mit brennenden Teerfässern die Hauptstraße hinuntergejagt wurde. 1855 blieb in Lerwick sogar kein einziges Fenster mehr heil, als Bösewichte die Kanonen des Forts mit toten Katzen luden und damit das Stadtzentrum beschossen. Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war ein Splitterbombenanschlag auf den örtlichen Steuer-

inspektor im Jahr 1870. Wie durch ein Wunder überlebte der Mann den »Scherz«, aber für die meisten Shetländer war das Maß damit voll. Die Honoratioren setzten sich zusammen und erfanden das Up-Helly-Aa-Festival. Das war zwar auch etwas mit Feuer, aber ein Fest für die gesamte Bevölkerung und obendrein mit einem historisch legitimierten Anstrich.

Aus dieser Zeit stammen auch die vielen geschriebenen und ungeschriebenen Regeln rund um das Fest. So bedarf es etwa der Beharrlichkeit, Hingabe und jahrelangen Führungserfahrung in einer Gruppe, um zum Guizer Jarl ernannt zu werden. Schon fünfzehn Jahre im Voraus steht fest, wer dieses ehrenvolle Amt auf den Shetlands in Zukunft bekleiden darf. Zeit genug, um sich die Haare wachsen und einen Bart stehen zu lassen – eine weitere Regel. Guizer Jarl Davie Mathewson, der sich zu diesem Anlass mit dem Namen Sigurd der Kühne schmückte, betrachtete es bereits als Höhepunkt seines Lebens. »Schöner als mein Hochzeitstag. Ich habe 1976 als Kaninchen angefangen, und jetzt stehe ich hier als Wikingerhäuptling.«

Frauen dürfen sich am Fackelzug nicht beteiligen. Ihre Aufgabe ist es, zu kochen, zu servieren und abzuwaschen. Dorothy Stove zufolge hat man das zwar schon einige Male zu ändern versucht. »Aber das waren Feministinnen aus dem Süden. Die hatten keine Ahnung von diesem Fest. Ich finde es überhaupt nicht schlimm, einmal für die Männer zurückzustecken. Zu Hause bin ich den Rest des Jahres der Boss.«

Ohne eine deftige Mahlzeit wäre das Up Helly Aa übrigens auch nicht zu überstehen. Obwohl es sich offiziell um ein alkoholfreies Festival handelt, wurde die ganze Nacht über tüchtig gebechert. Was in der Praxis darauf hinauslief, dass jeder in Innentaschen und Plastiktüten Flaschen mit Schnaps bei sich trug, der aus Limonadengläsern getrunken wurde.

Das Freudenfeuer mag der spektakuläre Höhepunkt des Up Helly Aa sein, aber eigentlich ist es nur der Anfang des Festes. Nach der Schiffsverbrennung beginnen die verschiedenen Gruppen einen Zug durch etwa zehn Säle, der bis zum nächsten Morgen dauern soll. Dort führen sie ihr Theaterstück auf, um anschließend zur Musik der Liveband mit den anwesenden Frauen zu tanzen.

Denn das Up Helly Aa ist auch ein Heiratsmarkt. Einmal im Jahr erhalten die unverheirateten Mädchen auf den Shetlands die Gelegenheit, alle geeigneten Kandidaten an sich vorbeiziehen zu lassen. Fiona aus Cunningsburgh wartete auf Danny aus Lerwick. Für ihn hatte sie ihr schönstes und freizüglichstes Kleid angezogen. »Leider ist er in einer der letzten Gruppen, und ich muss bis sieben Uhr morgens warten.« Während das Publikum bei den Auftritten der umherziehenden Gruppen regelmäßig vor Lachen von den Stühlen fiel, heimlich noch einmal die Gläser füllte und sogar ich als einziger Ausländer schon gelernt hatte, den Strip the Willow zu tanzen, saß Fiona immer noch auf ihrem Stuhl, sah hübsch aus und lehnte alle Bitten um einen St. Bernard's Waltz oder einen Boston Two Step entschieden ab. »Danny ist nun einmal der einzige Wahre.«

Am nächsten Morgen, nachdem alle Gruppen in allen Sälen getanzt hatten und Danny sein Küsschen bekommen hatte, spielte sich in Lerwick ein bizarres Schauspiel ab. Es hatte geschneit, und in der ersten Morgendämmerung standen Mütter und Töchter am Ausgang des Saales bereit, um die Väter zu stützen. Ein Pinguin hing um den Hals seiner Frau. Die hintere Hälfte einer Kuh konnte noch selbst laufen. Auf einer Bank in der Nähe der qualmen den Überreste des Wikingerschiffs saßen zwei Männer in Tiroler Tracht Arm in Arm. Kurz vor der Stadt sah ich einen Normannen auf unsicheren Beinen, der langsam durch die kahlen weißen Hügel nach Hause taumelte. Als am dunkelblauen Morgenhimmel ein Streifen grünes Polarlicht auftauchte, hob der Mann dem glühen-

den Firmament die Faust entgegen. »Vikings«, brüllte er mit heiserer Stimme seinen vermeintlichen Vorfahren zu, den Metallhelm schräg auf dem Kopf. Ein einsames Pony blickte unter seiner beschneiten Mähne dem schwankenden Mann nach. Ich konnte bei dieser Szene nur an eines denken: Ich war im Norden, dem geträumten Norden.

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem
Titel *Het gedroomde Noorden. Een atlas* bei Uitgeverij
Unieboek | Het Spectrum, Amsterdam.

© Adwin de Kluyver, 2019

Der Verlag dankt der Niederländischen Literatur-
stiftung für die Förderung dieser Übersetzung.



Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text
wurde dankenswerterweise vom Deutschen Über-
setzerfonds gefördert.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheber-
rechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für
Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG
ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist
hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2025

© 2025 mareverlag GmbH & Co. oHG,

Pickhuben 2, 20457 Hamburg

Typografie Iris Farnschläder/mareverlag

Karten Peter Palm, Berlin

Schrift Quadraat

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-717-8



www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de